

## Besprechungen

Martin Weber, „Aus der Tiefen rufe ich dich“. *Die Theologie von Psalm 130 und ihre Rezeption in der Musik*. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2003 (Arbeiten zur Bibel und ihrer Geschichte. 13.) 379 S., 2 CDs.

Psalm 130, „Aus der Tiefen rufe ich dich“, eignet sich in besonderer Weise zu einem musikhistorischen Querschnitt, wie ihn Martin Weber in seiner 2002 an der Augustana-Hochschule Neuendettelsau angenommenen Dissertation unternimmt. Nicht nur, daß sich seine Geschichte in der abendländischen Musik von der Gregorianik bis in die jüngste Gegenwart nachvollziehen läßt, sondern der Text regte zahlreiche Komponisten immer wieder zu ausdrucksstarken Interpretationen an. Einer von diesen ist Johann Sebastian Bach, mit dem sich Weber in der zweiten Hälfte seiner Untersuchung ausführlich befaßt. Positiv ist dabei hervorzuheben, daß die meisten musikalischen Beispiele auf den beiden beiliegenden CDs nachvollzogen werden können.

Ausgangspunkt der Studie ist eine methodologische Kritik an der nach Sicht des Autors formalisierten und lebensfernen historisch-kritischen Exegese in der Bibelwissenschaft; statt dessen soll die vorliegende Arbeit „einen Beitrag dazu leisten, die Freiheit, Lebendigkeit und Vieldeutigkeit biblischer Texte auch in der wissenschaftlichen Theologie wieder zu entfalten.“ (S. 5). Als hermeneutische Grundlage dient ihm dabei die in der Literaturwissenschaft seit geraumer Zeit etablierte rezipientenzentrierte Analyse, die maßgeblich von W. Iser begründet wurde. Allerdings ist die Einbeziehung literaturwissenschaftlicher Methoden in die alt- und neutestamentliche Exegese nun auch nicht so neu – erste Ansätze finden sich bereits in den 70er Jahren – als daß der Umfang dieser Einleitung gerechtfertigt wäre. Weber rennt einige Türen ein, die seit langem nicht mehr verschlossen sind.

Den ersten Hauptteil der Arbeit bildet eine ausführliche Exegese des 130. Psalms auf der Grundlage der hebräischen und griechischen Überlieferung, die den sprach-, gattungs- wie literarhistorischen Hintergründen des Textes nachgeht. Da sich Weber vor allem auf den hebräischen Urtext stützt, erfordert die Lektüre vom Leser zumindest grundlegende Kenntnisse im Hebräischen. Es hätte sich daher angeboten, die exegetischen Ergebnisse in einem allgemeinverständlichen Abschnitt zusammenzufassen, und so die Resultate für jene aufzubereiten, die aufgrund sprachlicher Hürden nur die späteren Kapitel lesen können oder wollen.

Die zweite Hälfte der Arbeit widmet sich der „Rezeption von Psalm 130 in der abendländischen Musik“. Hierzu hat Weber einen Katalog von 265 Stücken zusammengestellt, wobei er sich auf jene Werke beschränkt, die auch in Aufnahmen zugänglich sind; die Gesamtzahl der von ihm zusammengetragenen Kompositionen beziffert er auf mehr als 500. Allerdings zeigt sich bereits in der Zusammenstellung ein methodisches Problem, das sich bei der Betrachtung ausgewählter Werke als fatal auswirkt: Weber beschränkt sich schwerpunktmäßig auf deutsch- und lateinischsprachige Werke, was sich letztlich zu einem germanozentrischen Musikgeschichtsbild verdichtet, das der Sache nicht angemessen ist. Hinzu kommt, daß es Weber an einem ausreichenden musikhistorischen Horizont mangelt, um die mehr als 1000 Jahre Musikgeschichte adäquat würdigen zu können. Dies führt etwa zu folgender skurril anmutender Bewertung der instrumentalen Kompositionen über Ps. 130 in der Hochrenaissance: „Die wenigen gefundenen und hier abgedruckten instrumentalen Vertonungen bieten zwar nicht genügend Material für eine eigenständige Auswertung, stellen aber davon unabhängig einen Indikator für die Verwendung des Textes hauptsächlich in einem gesungenen [...] Kontext dar.“ – Mit Kenntnis der älteren Musikgeschichte hätte den Autor dies kaum verwundern können.

Auch die Ausführungen zur Spätrenaissance sind problematisch, und so wird Palestrina etwa wieder als „Retter der Kirchenmusik“ aus der Mottenkiste der Musikhistoriographie geholt, und das Verhältnis von Musik und Sprache vor Palestrina und Lasso in Bausch und Bogen verdammt, während Martin Luther (und die sich auf ihn berufenden Komponisten) als Initiatoren eines sprachgezeugten Komponierens gefeiert werden. Zwar kann Weber anhand von Luthers Lied „Aus tiefer Not“ tatsächlich zeigen, wie eng Sprache und Musik hier miteinander verknüpft sind, jedoch wäre es sinnvoll gewesen, auch Luther als *einen* Exponenten dieses veränderten Sprachbewußtseins zu begreifen, und nicht als einsamen Mahner in der musikalischen Wüste. So hätte sich beispielsweise eine Untersuchung der de-profundis-Kompositionen Josquins angeboten, den Luther nicht ohne Grund als seinen Lieblingskomponisten genannt hat. Gänzlich unberücksichtigt bei der Untersuchung des 16. Jahrhunderts bleibt überdies die Reformierte Tradition, vor allem die des Genfer Psalters, in der den Psalmen als Grundlage jeglichen geistlichen Musizierens eine weitaus größere Bedeutung zukommt als im Luthertum.

Die germanozentrische und lutherische Brille legt Weber auch bei der Untersuchung des 17. und 18. Jahrhunderts nicht ab. So wird Heinrich Schütz als wichtigster Exponent sprachgezeugter Musik apostrophiert, und die Studie kommt zu dem Schluß: „Kein Komponist in der Geschichte setzte dabei Erkenntnisse der Reformation mit ihrer Sprach- und Musiklehre konsequenter um als H. Schütz.“ (S. 217f.). Es befremdet, daß Weber sich in seinem metho-

dologischen Vorspann neueren Methoden öffnet, sich im Bereich der Musik jedoch – wie dies etwa die Einschätzung Schütz' zeigt – vor allem der von der musikwissenschaftlichen Forschung weitgehend ad acta gelegten Methoden von Thrasybulos Georgiades bedient. Sein Einfluß bestimmt Webers gesamte Auseinandersetzung mit der musikalischen Interpretation von Psalm 130 und man hätte sich gewünscht, die methodenkritische Haltung Webers auch hier wirksam zu sehen.

Problematisch ist auch Webers „Analyse“ von Johann Sebastian Bachs Kantate „Aus der Tiefen“, BWV 131, der mehr als 50 Seiten gewidmet sind. Webers unkritischer Umgang mit Bachs Musik zeigt sich bereits darin, daß die Kantate nicht mit dem originalen Titel „Aus der Tiefen ...“ sondern stets „Aus der Tiefe ...“ bezeichnet wird, und daß auch sonst die historische Bedingtheit des Bachschen Werkes (im Kontext von Gattungs-, Liturgie- und Musikgeschichte) nicht bedacht wird. Weber beschränkt sich weitgehend auf eine Zergliederung der Kantatensätze im Hinblick auf ihre musikalische Motivik und deren Verhältnis zu Inhalt und Sprachmelos. Trotz ihres Umfangs bleiben Webers Betrachtungen dabei recht oberflächlich, und die Interpretation einzelner Motive/Figuren häufig eine Sache subjektiver Interpretation. Hinzu kommt auch hier eine profunde Unkenntnis der Musikgeschichte. Anders ist etwa die folgende Einschätzung der Form von BWV 131 nicht zu erklären: „Der gezielte Einsatz des vorgegebenen Textes in Verbindung mit einer individuellen inhaltlichen wie musikalischen Interpretation ist in diesem Abschnitt auch formal deutlich zu erkennen: So besteht die Komposition nicht aus selbständigen, musikalisch und textlich geschlossenen Abschnitten, sondern lebt von ineinandergreifenden Sätzen, welche in der fließenden Aufnahme und Umgestaltung des musikalischen Materials ihren Ausdruck finden und die Textaussage sensibel und differenziert darstellen.“ (S. 254) Was hier wie eine individuelle kompositorische Entscheidung Bachs anmutet, ist – betrachtet man sein Kantatenschaffen vor 1714 – ein Charakteristikum, das Bachs Œuvre im allgemeinen auszeichnet und dessen Wurzeln in der Kantate des 17. Jahrhunderts dokumentiert.

Aber es sind weniger die Einzelheiten, die bei der Lektüre der Arbeit verstimmen, als die methodologische Bedenkenlosigkeit, mit der die Musik untersucht wird. Webers Begründung für die Wahl der Bachschen Kantate spricht dabei für sich: „Da bei der Analyse modernerer Werke ähnlich wie bei lateinischen Kompositionen große Kenntnisse sowohl musikalischer Geschichte, vor allem aber auch unterschiedlicher Musiktheorien erforderlich sind, erweist sich für die vorliegende Arbeit die Mittelstellung der Kantate ‚Aus der Tiefe‘ [sic!] von J. S. Bach als zur exemplarischen Vertiefung der bisherigen Ergebnisse besonders geeignet.“ (S. 249f.). Bedeutet dies, daß zum Verständnis Bachs keine musiktheoretischen Kenntnisse, keine Kenntnisse der Musikgeschichte erforderlich sind?

Die grundlegendste Kritik an der Studie ist jedoch von Webers eigenem Ansatz her zu üben. Ziel der Arbeit ist es, die Rezeptionsgeschichte des Psalms zu untersuchen. Dazu wäre es fruchtbar gewesen, zeitgenössische Interpretationen des Psalms (Predigten, Kommentare) als Vergleichstexte heranzuziehen, um so Bachs eigenen Standpunkt schärfer profilieren zu können und eine ähnlich fundierte Studie der Komposition Bachs zu ermöglichen, wie sie Weber für den hebräischen Urtext vorgelegt hat. In der jetzigen Form sagt die Studie mehr über Webers Bach-Lektüre aus als über Bachs Lektüre des 130. Psalms.

*Markus Rathey* (New Haven, CT)